

## **Ein Wachstuchheft mit Lilien**

*Erzählung von Georg Dickenberger*

Ein Heft, ein Wachstuchheft. Er hatte solch ein Heft zum letztenmal da, wo er aufgewachsen war, gesehen. Das schien undenklich lange her zu sein. Er erinnerte sich jetzt. Das Heft brachte ihm die Straße in Erinnerung, die Vorstadtstraße, wo das Haus stand. Am Ende der Straße, die sich ins Feld verlor.

Eine Kohlehandlung lag da vor den elenden Gärten, die Russenfabrik, eine Ziegelei, in der russische Gefangene arbeiteten - jetzt, das heißt damals, als er noch ein Knabe war. In dieser Straße, in diesem Haus, in dem es nach Kohl roch. Jetzt, also damals, vor 60 Jahren...

Vor 60 Jahren! Die Zahl fiel ihm mit dem Gewicht eines Hammers aufs Herz. Ich muß zum Arzt, dachte er, sein Herz klopfte, unregelmäßig, in Intervallen, schien auszusetzen. Er war zu schnell die Treppe in diesem Turm hochgestiegen. Der Kirchendiener hatte ihm den Schlüssel gegeben, der Kirchendiener wohnte in einem dieser alten Fachwerkhäuser, am Platz hinter der Kirche. Es war das alte Kopfsteinpflaster, Katzenköpfe, mit Gras und Moos in den Ritzen. Und die Tür des Hauses, in dem der Kirchendiener wohnte, trug die Zahl 1697.

Warum denke ich dies alles, dachte er, und hielt sich an der Wand des Turmzimmers fest. Es wurde ihm übel, wenn er an die 60 Jahre dachte, die vergangen waren, nutzlose Jahre, mit nichts anderem ausgefüllt als dem Notwendigsten. Ohne Siege, mehr mit Niederlagen, mit Durchschlüpfen, Beiseitetreten, sodaß die Schläge nur den Rand trafen, - nicht das Zentrum. Aber jeder Schlag traf ein wenig mehr nach der Mitte. Er war nicht mehr so behende. Er sah den Schlag nicht mehr kommen, den, der zum Schlag aushob, nur verschwommen.

Was ist denn?, dachte er, hat mich dieses Heft - er hielt es in der linken Hand, mit der rechten stützte er sich am Geländer ab, stand noch aufrecht, als die Turmuhr zu schlagen anfang, mit Schlägen, die hier in dem Turmzimmer dröhnten mit der Gewalt - des Jüngsten Gerichts, dachte er, ja, des Jüngsten Gerichts, an das er geglaubt hatte damals, vor mehr als 60 Jahren, als er das Heft fand in der Schublade des Möbels seiner Mutter, dem Vertiko.

Es stand zwischen den Fenstern, schmal und hoch, und der Aufsatz trug einen Spiegel, in dem er sich sehen konnte, wenn er auf den Stuhl stieg. Das schmale Knabengesicht noch neugierig, unverbraucht, aber in den Winkeln um die Augen, fand sich schon die Angst, die Sorge.

Damals schon hatte er sich angewöhnt, durchzuschlüpfen, die Lücken auszuspähen. Er hatte immer die Lücken benutzt. In der Schule zum Beispiel, die ein Schrecken war, von Anfang an, und an die er nur vage Erinnerung hatte. An den Spiegel erinnerte er sich gut, an die Schublade, die er herausgezogen hatte. Sie ging schwer, und noch schwerer war es, sie wieder hineinzuschieben, als er das Heft, das Wachstuchheft an einen sicheren Ort gebracht hatte. Dieses Wachstuchheft also, das er jetzt in der Hand hielt und mit dem er, als die Schläge der Uhr verklungen waren, die Wendeltreppe mit ihren ausgewaschenen Stufen wieder herunterstieg. Er trat auf den Platz, die Dämmerung war in Nacht übergegangen. In die schmalen Fenster der alten Häuser kam Licht.

Es war ein altes Bild, ein kolorierter Stich aus dem Beginn des 18. Jahrhunderts, keine Wirklichkeit. So viel Friede war nicht möglich, - nicht in dieser Zeit. Es mußte eine

Täuschung sein. Ein Augentrug. Beschwichtigung. Er fand keine Möglichkeit in sich, dies als Wirklichkeit zu nehmen.

Er war mitten auf dem Platz stehen geblieben, ein alternder Mann mit zerknittertem Gesicht, in grauen Anzugstoff gekleidet. Grau gehörte zur Tarnung. Zur List, - grau fiel am wenigsten auf.

Er blickte, noch blicklos, sah dann das Heft, das Wachstuchheft, das er vor 60 Jahren aus der Schublade genommen hatte - aus der Schublade des Schrankes, der im Turmzimmer stand, das er soeben verlassen hatte. Das Heft, dem früheren ähnlich, nur daß es ein Wachstuchheft mit Lilien war, mit Lilien, dem Einband eingeprägt.

Es waren nicht die Lilien, an die er sich dunkel erinnerte, die auf dem Feld, von denen es hieß, daß sie schöner gekleidet seien als Salomonis Töchter. Vielleicht hieß es auch anders, dachte er, er wußte es nicht mehr. Sechzig Jahre. Noch immer stand er auf dem Platz mit den Katzenköpfen und den alten Häusern, die länger dauern als ihre Bewohner je dauern können. Keine Chance, dachte er, nein, sie hatten keine Chance. Niemand hatte eine.

Es war nichts da, an das man sich halten konnte. Er jedenfalls fand nichts, nichts mehr.

Dann ging er zurück in den Gasthof, in dem er ein Zimmer genommen hatte, trug das Heft in das Zimmer und erst, als er es unter das Kissen geschoben hatte, brachte er den Schlüssel, den Turmschlüssel, dem Kirchendiener zurück, schob gewissermaßen die Schublade des Vertikos zu, wie er es damals gemacht hatte, damit seine Mutter nicht merkte, daß er an der Schublade gewesen war.

Als er zurückkam in sein Zimmer, es war nicht groß, auch nicht bequem, und die Birne in der kleinen Nachttischlampe gab nur schwaches Licht, zog er das Heft unter dem Kissen hervor. Die Lilien waren heraldische Lilien, die bourbonischen Lilien, die Lilien der Bourbonen, das Wappen, das Symbol auf dem Thron der Könige von Frankreich, der Wandbehänge, der Fahnen, dem Schmuck und dem Zierrat.

Und dies Heft also - er schlug es auf.

"Er hat es mir dagelassen", las er, "als ein Zeichen, daß er wiederkommt. Und ich soll auf ihn warten. Und ich warte auch", las er weiter, und jetzt erinnerte er sich, daß die Stadt, in der er war, Berühmtheit erlangt hatte im Anfang des vergangenen Jahrhunderts. Durch einen Mann, der in wirren Zeiten, in denen, wie immer, alles auf Untergang und Zerstörung drängte, sein Herz sprechen ließ und die Stimme der Vernunft in sich nicht zum Schweigen brachte.

Es war, wenn auch kein Franzose, so doch ein in französischen Diensten stehender Mann, der französische Soldaten befehligte, und so kamen diese Lilien, diese französischen Lilien hierher, wenn sie auch gerade zu jener Zeit nicht so recht brauchbar waren und es später erst wieder werden sollten.

Jener Gaston hatte das Heft im Tornister, Gaston, der, auf den sie warten sollte, diese Susanna, von der im Heft stand, daß sie warten würde auf ihn, Vater und Mutter, dem Pfarrherrn und allen anderen zum Trotz, sollte sie dafür auch im ewigen Feuer brennen.

So hatte er es entziffert beim schwachen Licht der Birne. Er legte das Heft weg, löschte das Licht, - aber er konnte nicht schlafen.

War es das? Hielt uns das zur Not gerade noch zusammen? Diese Susanne wollte ins Paradies, ins irdische, eingehen, das himmlische gab sie leichthin dran.

Und sollte ich dafür ins ewige Feuer kommen? Ich muß die Geschichte nachlesen, nahm er sich vor, der Hölle und dem Pfarrherrn zum Trotz. Und jetzt will ich schlafen.

Er versuchte, dem schmerzenden Körper die erträglichste Lage zu verschaffen, zog das Kissen zu sich herunter und die zu dünne Decke um die kalten Arme.

Die Uhr vom Kirchturm schlug in seinen Schlaf und in sein Erwachen.

Das Frühstück, dünner Kaffee, Brötchen, ein winziges Stück Butter und die billige Marmelade, das übliche, international.

Es machte ihm nichts aus. Er konnte morgens nie viel zu sich nehmen. Der Schock des Erwachens machte ihm immer zu schaffen. Der neue Tag, der helle, von so vielen

gepriesen, war eine Sache, in die man sich mühsam hineinarbeiten mußte, sehr mühsam.

Und man wußte nie genau, ob es gelingen würde.

Vor dem Gasthof war Markt. Gemüse- und Blumenmarkt. Er ging zwischen den Marktständen, es war nicht viel, kein Vergleich mit Märkten, die er kannte, mit italienischen oder denen in der französischen Provinz.

Kein Vergleich mit Murol sicherlich, obwohl er Murol nicht kannte. Dieser Gaston war aus Murol, - er hatte es gelesen , in diesem Heft.

Er ging über den Marktplatz in die Anlagen des heutigen Stiftsbezirks, und da stand das Denkmal, das die Stadt dem badischen Obersten in napoleonischen Diensten errichtet hatte, der sie, die Stadt, im Anfang des vergangenen Jahrhunderts vor der Zerstörung bewahrte.

Jetzt saßen die Tauben auf dem Sockelrand, und die wilden Katzen belauerten sie, auch sie ohne Hoffnung, jemals zur Beute gelangen zu können.

Von was lebt Ihr, sagte er, und schaute sich erschrocken um, ob ihn jemand gehört habe. Vom Durchschlüpfen durch die Maschen, die das Lebensgeflecht immer dichter und undurchdringlicher um Euch legt, - wie um uns, um mich. Aber Ihr habt nicht so lange standzuhalten.

Gott mit Euch! Und Gott mit diesem Obersten. Gott mit allen, sagte er und schwenkte seinen Hut.

Gott auch mit Adam Pforr, der Anlaß war, daß jener, dieser badische Offizier zu seiner Tat gelangen und des Adam Pforr Tochter Susanne zu ihrem Gaston aus Murol.

Im Jahre 1807 war es, vor Weihnachten. Es war kalt und schneite, und der Himmel war dunkel und voller Wolken. Da wollten die Soldaten nicht weitermarschieren, sondern verlangten Unterkunft bei den Bürgern der Stadt. Die bekamen sie auch. Und nicht nur Quartier, sondern auch Speis und Trank, und jedermann wäre froh gewesen, wenn die Geschichte ohne Aufregung vorübergegangen wäre.

Aber das sollte nicht sein. Denn als jedermann schon vor seiner Abendsuppe saß, da gellte ein lautes Geschrei durch die Wallengasse, und da war der Adam Pforr mit seinem Franzosen in Streit geraten über das Abendessen.

Dem Sergeanten war das, was des Adam Pforrs Frau auf den Tisch gestellt hatte, nicht gut genug. Und er sagte es auch, in seiner Sprache, die aber verstand der Pforr nicht.

So schrien sie aufeinander ein, und zum Schluß nahm der Soldat den Teller mit Kraut und Klößen und warf ihn unter den Tisch. Da lag er. Der Pforr dachte, was soll das? Das ist mein Tisch, mein Teller und mein Kraut ist es schon lang und griff ihn an, den Soldaten. Der zog den Degen, der Pforr riß die Haustür auf, schrie Mordio, der Franzose Alarm, und schon kamen sie gelaufen, die Nachbarn und die Soldaten. Und bald war die schönste Rauferei im Gange.

Es wurde Generalmarsch geschlagen, die Trommeln gellten, die Clairons auch, schließlich wurde auch geschossen.

Und sie wollten ihn umbringen. Er war dicht bei unsrer Tür. Da zog ich ihn herein zu mir und versteckte ihn in der Kammer. Er war noch sehr jung, ein schöner Junge. So hat sie geschrieben, in dem Heft, dem Wachstuchheft mit Lilien, das er ihr gab als ein Zeichen und Unterpfand. Mehr nicht.

Und ich denke, daß sie ihn lieb gewann in der kurzen Zeit bis zum Abmarsch des Korps. Sie war 14, die Susanne. Und wie sie es fertiggebracht hat, ihn in ihrer Kammer zu pflegen, ohne daß der Adam Pforr dahinterkam?

Es war wohl viel Tumult und Unordnung in jener Zeit, da geht manches, was sonst nicht geht.

Es war nun wieder Ruhe, aber es war eine trügerische Ruhe.

Vier Wochen später, man hatte schon geglaubt, es sei noch einmal glimpflich abgelaufen, kamen 2500 Mann Soldaten und ein französischer Oberst und requirierten 5000 Paar Schuhe und 1000 Soldatenmäntel und 5000 Taler. Nun, auch das ging noch an.

Aber am 18. Februar des Jahres 1807, da war's dann endgültig am Tag. Die Stadt sollte geplündert und angezündet werden.

An allen vier Ecken und in der Mitte auch. Daß es glimpflich ablief, angezündet wurden nur vier einzeln stehende Häuser und ein altes in der Mitte, - sie brannten alle still vor sich hin und nichts sonst geschah - , das war diesem badischen Obrist-Leutnant zu verdanken, dem die Stadt dann das Denkmal setzte.

Man kann die Geschichte nachlesen bei Johann Peter Hebel, der ja ein Landsmann des Obersten war. Ich werd's gelegentlich tun, aber, so dachte er, es steht nichts darin von Susanne und Gaston, und ob er wiederkam und was aus ihr geworden ist.

Er ging in sein Zimmer zurück. Er legte das Heft in den Koffer, er wünschte sehr, daß Vater und Mutter, Pfarrherr und Höllenfeuer nichts vermocht hatten über den Sinn dieses Mädchens.

Er wünschte auch, dieser Junge möchte zurückgekommen sein.

Die Rechnung für das Zimmer war nicht hoch. Aber immer noch zu hoch für das, was man ihm geboten hatte. Er trug seinen Koffer zum Wagen. Im Kofferraum lag die Karte.

Frankreich, Murol, - dachte er. Murol, da wurde ihm wieder schwarz vor den Augen. Es dauerte kaum eine Sekunde, ich sollte zum Arzt, aber welcher Arzt wohl konnte ihm helfen, mir ist nicht zu helfen. Sind Sie krank?, hatte man ihn gefragt, als er schwer atmend und grau im Gesicht sich an der Tür festhalten mußte.

Krank? Ich weiß es nicht, ich weiß es wirklich nicht. Krank wäre nicht schlimm, von Krankheit erholt man sich, kann man sich erholen. Ich bin erschöpft, dachte er und erinnerte sich, daß sie im Süden, in der Provence, diesen Ausdruck gebrauchten, wenn einer starb. Er ist erschöpft. Und eigentlich ist es nur logisch, daß es dann zu Ende geht.

In diesem Augenblick beschloß er, sich frei zu machen von den zahllosen Verpflichtungen, dem Lebensgestrüpp, in das er verflochten war und das ihm den Atem benahm' und das Herz zusammenpresste. Er stand immer noch am

Kofferraum, die Karte in der Hand, jetzt schlug er den Deckel zu und stieg in den Wagen.

Weg, dachte er, fort , von hier, von allem. Was ist nur mit mir los, fragte er sich, als er den Wagen anließ.

Das Wachstuchheft lag neben ihm, auf dem Beifahrersitz. Er wußte schon nicht mehr, ob es das war, das er in dem Zimmer des Turms gefunden hatte oder das aus der Schublade des Möbels zwischen den Fenstern, damals, vor mehr als 60 Jahren.

Die Ampel sprang auf grün, er fuhr an, Ampel rot, Ampel grün, man sollte ein Kinderlied daraus machen. Murol lag in der Auvergne. Er hatte es auf der Karte gefunden.

Die letzte Strecke war schwierig. Er fuhr gegen die tief stehende Sonne, die Blendung war unerträglich. Die schmale Straße, tief eingeschnitten in die Berge, sehr befahren. Wenn er aus dem Licht in den Schatten tauchte, hatte er den Fuß auf der Bremse. Was hatte ihn nur bewogen, hierher zu fahren, was hoffte er zu finden, hatte er überhaupt Hoffnung?

Hoffnung hintergehet zwar, aber nur was wankelmütig,  
Hoffnung zeigt sich immerdar treu gesinnten Herzen gütig.

Der Vers aus dem 'Grünen Heinrich' drängte sich automatisch zwischen seine Gedanken. Das war so, seit er ihn zum erstenmale gelesen hatte.

Sie erinnern sich, auf dem Schloß, in das Heinrich Lee als Gescheiterter auf der Rückreise geriet, fand er den Vers eingeritzt in die Scheibe der Stube, die man ihm angewiesen hatte.

Hoffnung leget ihren Grund in das Herz , nicht in den Mund.

In der Literatur war er bewandert, das wenigstens, konnte man sagen. Wirklich? War er das?



Paß auf, dachte er, diese verdammten Kurven. Gottlob konnte man nicht allzu schnell fahren.

Seit er die Autobahn in der Höhe Lyons verlassen und sich den Straßen in Richtung Clermont-Ferrand anvertraut hatte, war er nicht vom Steuer gekommen. Er war durch Burgund gefahren. Höhenzug hinauf, Höhenzug hinunter, St. Etienne, Thiers, Clermont-Ferrand, Issoire, - es konnte nicht mehr weit sein.

Es war auch nicht mehr weit: Murol.

Er fuhr den Wagen auf den kleinen Platz vor der Post und stieg aus. Vorsicht, sagte er sich, die Hunde. Sie lagen auf dem Platz, riesige Rüden mit starkem Gebiß und noch stärkerem Pelz, aber sonst sehr lädiert. Einem fehlte ein Stück der Hinterpfote, ein anderer hatte den Schwanz in irgendeiner Maschine lassen müssen.

Die Bresthaften von Murol, dachte er, hier sind es die Hunde. Es waren nicht nur die. Die Wirtin, die ihm im Hotel ein Zimmer vermietete, war eine dürre, ausgemergelte Person unbestimmbaren Alters. Sie sah aus wie eine verhungerte Katze, die gezwungen ist, sich von Eidechsen zu ernähren.

Das Zimmer, in dem er seinen Koffer auspackte, er legte wieder - wie es ihm schon zur Gewohnheit geworden war - das Wachstuchheft unters Kissen, war dunkel und kahl.

Französische Provinz. Aber im Haus roch es gut. Nach Knoblauch und Olivenöl.

Und diejenigen, die am Abend am Schanktisch standen, platzten schier vor Lebensfreude.

Er saß, nach dem Essen, schon beim Kaffee, er saß so, daß er die Bar im Wandspiegel beobachten konnte.

Auvergnaten, dachte er, wie Balzac sie geschildert hat. Gedrungen, rotbäckig, in abenteuerlicher Kleidung, den Patronengürtel um den prallen Leib. Frauen dazwischen. Mit langem kohlschwarzen Haar, manche mit Kindern auf dem Arm, denen man gelegentlich, damit sie ruhigblieben, von dem roten Wein zu trinken gab. Es war sehr merkwürdig. Auch als die Tür aufging und die mit den Rebhühnern hereinkamen, an denen geronnen das Blut klebte, wurde es nicht wirklicher.

Er trank seinen Kaffee aus, er wollte nicht wieder in die Versuchung geraten, das alles als ein Bild sehen zu müssen, das hier doch noch Wirklichkeit sein sollte. Für wen nur?, er fand nichts in sich, so sehr er auch suchte, was ihn mit all dem hätte in Verbindung bringen können.

Der Blick vom Fenster des Zimmers gab die Sicht frei auf die Burg von Murol, den runden Rest des riesigen Turms, aus einem Gestein, das wie rostiges Eisen aussah, vulkanisches Gestein, aus der Zeit herrührend, als das Massiv Central auseinanderbrach und die tiefen Einschnitte sich herausbildeten, die der Monts Dores und die der Monts Forez.

Hinter dem Turm hing ein noch junger Mond. Großes Geflügel, er konnte nicht erkennen, ob es sich um Eulen handelte, flog und huschte träg um diesen Turm. Ja, es war der Kauz, der Totenvogel. Er strich über die Kuppe, verschwand im Schatten der zerzausten Kiefern, und dann, er schloß hastig das Fenster, in geradem Flug ohne jeden Flügelschlag stieß er im Licht der Straßenlaterne auf ihn zu.

Wieder klopfte ihm das Herz. Er hätte nicht sagen können, ob das in Wirklichkeit geschah, oder ob er bereits halluzinierte, - so schnell hatte er das Licht gelöscht, stand im Finstern und brauchte lange, bis er sein Herz wieder beruhigt hatte.

Als er lag, ohne das Licht noch einmal angemacht zu haben, da begann einer der Rüden auf dem Platz, einer der Bresthaften, so kläglich und jammervoll zu heulen an, und im gleichen Augenblick wurde alles Leben ausgelöscht, für Sekunden ausgelöscht durch den stürmischen Tiefflug zweier Mirage, die hier im Massiv Central ihre Horste haben bis tief hinunter ins Limousin.

Am anderen Morgen fuhr er nach Mont Dore, über die schmale Straße, die sich über den Col de la Croix-Morand zieht. In Mont Dore liefen sie mit Tüchern und Schals vor dem Mund durch die windigen Straßen, Curisten, sagte eine Dame zu ihm, die seinen erstaunten Blick bemerkten, machen Sie bloß, daß Sie hier wegkommen, hier sind alle Leute krank, - also fuhr er weiter nach La Bourboule. Auch hier gab es Thermen, auch in Saint Nectaire.

Die Apotheke in Saint Nectaire konnte nicht wirklich sein, keine Apotheke, ein Lager bestenfalls. Halbgeöffnete Pappkartons, riesige Emballagen, Ballons mit schauderhaft-gelblicher Flüssigkeit, unaufgeräumte Regale. Hinter einem dieser grob zusammengezimmerten Gestelle tauchte eine unordentliche dickliche Person auf, kauend, mümmelnd, den 100-Franc-Schein, den er ihr für seinen Kauf hinhielt, konnte sie nicht wechseln, sie verschwand damit aus dem Laden, lief über die Straße, ließ ihn allein zwischen dem ganzen Kram stehen. Ich könnte mir die Opiate greifen, dachte er, es dauerte lang, ehe sie wiederkam.

Er machte, daß er ins Hotel kam, lag lange wach auf dem Bett, Zigaretten rauchend, blicklos an die Decke blickend.

So trieb er es Tag um Tag. Da er schon einmal da war; freilich begriff er immer weniger, was ihn bewogen hat, überhaupt hierher zu kommen - daß das Heft unter seinem Kopfkissen und das Schicksal der Susanne Pforr der Hebel war, ihn in die Auvergne zu locken, war ja doch absurd zu denken, - einmal da aber, fing er doch an, die alten romanischen Kirchen der Landschaft zu besuchen und die Friedhöfe, die um sie gelagert waren.

Nach zehn Tagen hatten die Toten eskaliert. Er sah nur noch Schädel und Gebeine. Und auch bei den Lebenden, bei Madame zum Beispiel, war es nicht schwer, sie sich im feuchten Erdreich vorzustellen, umkrochen von Gekrös und Gewürm. Er selbst, wenn er sich ins Bad begab, mußte sich glaubhaft machen, daß er noch am Leben war.

Oft, wenn er vor einem der kleinen Hotels der Gegend saß, seinen Likör oder ein Glas Roten trank, versuchte er mit der Geduld eines, der ein schwieriges Puzzle zusammenzusetzen hatte, herauszufinden, warum ihn das Schicksal der Susanne Pforr überhaupt interessierte. Er zweifelte in diesen Augenblicken übrigens nicht daran, daß hier in diesem Land keine Spur von ihr zu finden sein werde.

Aber er fühlte, wiederum nur für Augenblicke, daß er um jeden Preis herausfinden müsse, ob Glück überhaupt möglich sei. Und weil sein Herz nicht mehr viel Zeit in sich fand, hatte es sich an diesem Wachstuchheft festgesaugt.

Es wird noch einmal mein Tod sein, dachte er, und klopfte mit der Münze auf den Tisch vor der Auberge. Die Wirtin, oder wer immer es war, kam, er streichelte die Katze, die sich an ihn drängte, und fuhr weiter.

Als es dunkelte, verließ er Murol. Es trieb ihn fort, ein roter Mond wuchs über den Puy de Sancy, wurde gelb, dann weiß und tauchte die erloschenen Vulkane in gleißendes Licht.

Er fuhr nach Chambon au Lac, an dem flüssigen Silber des Sees vorüber, irgendetwas zog ihn an, ich werde verrückt, sagte er, gib acht. Du, Du hättest nie hierher kommen dürfen, - aber da war er schon angekommen.

Er stellte den Wagen vor der kleinen Kirche ab, ging zögernd auf die Kirchentüre zu, an den Gräbern vorbei, - da sah er den Stein!

Susanne Beaudonnais, nee Pforr, geboren 1795, gestorben 1821.

Also hat er sie doch geholt, ins irdische Paradies, ihr Gaston.

Es hatte nicht lange gedauert. Er stand vor dem Stein, er lachte, es lachte aus ihm, - er konnte es nicht zurückhalten, die Augen trännten ihm, so lachte es aus ihm heraus.

Die Tür der Bar wurde geöffnet, sie kamen heraus, Alte, gestützt auf ihren Stock, ein paar Junge, als sie sich auf die Kirche zu bewegten, langsam noch und zögernd, stolperte er zu seinem Wagen und fuhr los. Durch das Dorf, auf die große Straße abbiegend.

Der Mond stieg immer höher, die Kegel der Vulkane standen schwarz gegen den himmlischen Plafond des Horizonts, er fuhr immer höher, immer höher, - erst oben, auf dem Col de la Croix Saint Robert, hielt er an.

Er atmete schwer, er war geflohen. Die Flucht war ihm geglückt.

Morgen reise ich ab, sagte er.

Morgen in aller Frühe, morgen - da sah er ihn, den Adler.

Er hatte sich aus dem Bildvorraum des 'Canyon' gelöst, kam näher, wurde riesengroß, seine Flügel rauschten, immer stärker wurde das Rauschen, es erfüllte den Raum, sein Blut, sein Herz, und erst als es unerträglich wurde, schrie er auf.

Aber da war es schon zu spät.

Sie fanden ihn am anderen Morgen. Ein Bauer, der mit dem Traktor vorüberkam, benachrichtigte die Polizei.

Sein Gesicht, das nun nicht mehr gehalten war, gelassen auszusehen, war wie Asche. Klein und verzerrt vor Angst.

Niemand hatte bemerkt, daß er immer so ausgesehen hatte, durch 60 Jahre hindurch. Neben ihm lag das Heft, das Wachstuchheft, ein Wachstuchheft mit Lilien.

© Georg Dickenberger Nachlass

